Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter

Auf den hier zur Verfügung stehenden paar Seiten einen Begriff zu geben von der außerordentlichen Bedeutung dieses Buches, von seinen Materialien und Erkenntnissen, von seinem Platz in der Wissenschaft der Literatur, das ist nicht möglich. Ich muß mich mit einer knappen Zusammenfassung begnügen und mit der Andeutung von Fragen, die bei seiner Lektüre entstehen [1]).

Das Buch beruht auf 16jährigen Studien des Verfassers. Ihren Fortgang konnte man verfolgen in etwa zwei Dutzend Aufsätzen, die er seit 1938 publizierte. Deren Überraschung war, daß der Romanist *Curtius* sein vorheriges Gebiet, die französische Literatur, ja die Romanistik verließ und sich der mittellateinischen Literatur zuwandte. Dieser Weg war aber gleichbedeutend mit dem Weg in die europäische Literatur, denn er ergab sich als Zugang zu ihrer Basis. Die Romanistik traf sich wieder mit der mittellateinischen Philologie, und zwar in einer so fruchtbaren gegenseitigen Durchdringung, wie das in früheren Begegnungen nicht der Fall war. Aus den Aufsätzen ist in langsamem Wachstum die Synthese dieses Buches entstanden, eine mächtige Synthese, in der jedes Glied gestützt ist auf ausgewählte, aber als tragfähig erachtete und mit der «Evidenz der Anschauung» ausgestattete Belege. Jede Seite bildet ein dichtes, straffes Gewebe aus Tatsachen. Die Perspektiven, die aus ihnen entwickelt werden, bleiben konkret und werden jeweils mit erneuter Tatsachenzufuhr abgeschlossen. Das Buch besteht aus 18 Kapiteln und 25 Exkursen. Es ist ein Meisterwerk an schriftstellerischer Eleganz, welche wissenschaftliche Strenge und überfachliche Verständlichkeit, das heißt Rücksicht auf die Sachen und Rücksicht auf die Leser vereinigt. Die Zitate sind verdeutscht, z. T. vom Verfasser selbst. Bezaubernd die Übersetzungen S. 124 und S. 201/202. Das Buch ist jedem zugänglich, der Bildung mitbringt und Sinn hat für die Funktion der Literatur im Haushalt des Geistes.

«Die literarische Tradition ist das Medium, in dem der europäische Geist sich seiner selbst über Jahrtausende hinweg versichert» (S. 399). Dazu das Vorwort: «Das Buch ist dem Wunsch entsprossen, dem Verständnis der abendländischen Tradition zu dienen, soweit sie sich in der Literatur bezeugt». In diesen Sätzen sind die Leitideen des Buches enthalten: geistiges Selbstbewußtsein führt nur in Gestalt des Traditionsbewußtseins zum Ziel; das Subjekt unseres Selbstbewußtseins besteht nicht aus einer oder mehreren Nationen, sondern aus Europa; Hauptträger der europäischen Tradition ist die Literatur; die Literatur hat den umfassendsten Aussagewert für die Kohärenz des europäischen Geistes. Daraus folgt: das literarhistorische Verfahren ist das ergiebigste für das Selbstverständnis des europäischen Geistes, sofern er kontinuierlich ist; es muß die von Homer bis Goethe reichenden kontinuitätsbildenden Elemente untersuchen. So wird das Buch zu einer universalen Literaturhistorie mit der Überzeugung vom Vorrang der Kontinuität. Da der stärkste Bruch der Kontinuität in der technischen Revolution des 18. Jahrhunderts geschieht, kann die Untersuchung vorher halt machen. Jenseits des 18. Jahrhunderts bleiben nur ganz wenige Erben der antik-abendländischen Überlieferung übrig, späte Inseln in einer traditionsfremd gewordenen Welt. Wo sind aber die kontinuitätsbildenden Elemente der europäischen Literatur geschaffen worden? In der gesamten bis in die Völkerwanderung reichenden Antike und in deren Umformung durch das

---

[1]) Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Francke, Bern 1948.

frühe und hohe Mittelalter. Eine Abfolge verwandelnder Rezeptionen gelangte im 12. Jahrhundert zur Vollendung. Der hier versammelte, aus vorübergehendem Absinken wieder zu einer den Alten ebenbürtigen Kunstsprache erhobene Vorrat von Themen und Ausdrucksmitteln ging in dieser Gestalt über in die späteren Zeiten. Dies alles geschah im Bereich der lateinischen Sprache. Sie ist die «absolute Sprache», das äußere, universale Zeichen der inneren Kontinuität. Im Verlauf der spätantiken und mittelalterlichen Rezeptionen waren die rezipierten Texte anders gesehen worden, als sie in der Zeit ihres Entstehens gesehen werden wollten. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, sie ebenfalls mit den Augen der rezipierenden Epochen zu lesen; nicht dem antiken Autor, wie er ist, gilt die Forschung, sondern seiner empirisch-geschichtlichen Wirkung, denn sie bildet einen erheblichen Teil der Substanz, aus der die ihrerseits wieder geschichtlich langwirkende mittelalterliche Latinität besteht. Alles in dem Buche wird auf die letztere bezogen. Denn sie ist «das Verbindungsglied zwischen der untergehenden antiken und der sich so sehr langsam herausbildenden abendländischen Welt» (S. 21). Da nun die wichtigsten Gestaltungen der lateinischen Literatur des Mittelalters sich auf romanischem Boden — genauer in Frankreich — vollzogen haben, rechtfertigt sich die Übermacht der Romania im Geschichtsbild des Buches, und zwar auch dort, wo die Entstehung der Vulgärliteraturen betrachtet wird; denn die romanischen Literaturen bleiben der lateinischen Tradition stärker geöffnet als die germanischen und sind für diese die Übermittler der europäischen Kontinuität.

Um die Verwachsung der europäischen mit der mittelalterlich-lateinischen Literatur und der in ihr umgewandelten antiken zu zeigen, bedient sich Curtius eines zugleich sachnotwendigen wie heuristischen Verfahrens. Es besteht in der «Orientierung am Lehrgebäude der Rhetorik». Da die Alten selbst die Rhetorik aus ihren begrenzten ersten Zwecken erweitert haben zum gegliederten System der allseitigen Bildung, und da die christlichen Epochen dieses System übernommen und ihm auch die Heilstexte eingefügt haben, so erweist sich die Tauglichkeit der Rhetorik als Beobachtungsinstrument für die Literatur, solange diese im Zusammenhang mit dem antik-mittelalterlichen Bildungswesen steht. Die Dauer der literarischen Kontinuität Europas fällt zusammen mit der Herrschaftsdauer der Rhetorik als System der Bildung. Also muß es möglich sein, die Kontinuität zur Anschauung zu bringen anhand der Formen und formelhaften Themen, die aus der rhetorischen Schulung in das Schrifttum eingingen und wie ein ruhendes Gitter im Fluß des literarischen Lebens liegen. Der Untersuchung dieser Dinge dient die Hauptmasse des Buches. Chronologische Gliederung, aber auch die Stufung der behandelten Texte nach Rangwerten tritt zurück gegenüber dem Aufweis dieser Themen- und Ausdruckskonstanten. Die wichtigsten sind die Topoi (Gemeinplätze, Clichés, Denk- und Darstellungsschemata) sowie die Metaphern. Das Vorhandensein und der Dichtigkeitsgrad der Konstanten eines Textes werden notiert als Merkzeichen für den Grad seiner Zugehörigkeit zum großräumigen Zusammenhang der um die Achse des 12. Jahrhundert gruppierten Jahrhunderte. Aber diese Merkzeichen erlauben auch, die aus ihnen sprechenden Jahrhunderte in ihren jeweils besonderen geistigen Spannungen und Artungen zu diagnostizieren. Am Leitfaden oft nur einer rhetorischen Formel gelangt die Beobachtung zu weitesten Ausblicken und kann sich doch immer an den Stützpunkten der Details sichern. Die Erforschung der Ausdruckskonstanten gestattet also sowohl die exakte Aufdeckung literarischer Kontinuität wie die Überprüfung von Ergebnissen der universalen Historie. Sie führt aber auch zu Autoren, die nicht bloß Durchzugspunkte, sondern Sammelbecken der Formeln sind, so Dante, Calderón, Shakespeare, Goethe. Nur in einem Falle allerdings, bei Dante, hält die Darstellung monographisch inne; ihm ist das vorletzte Kapitel gewidmet.

Es gelingt Curtius, eine beträchtliche Zahl der bisherigen Vorstellungen vom mittellateinischen und romanischen Schrifttum, sowie vom Gang der Literatur überhaupt zu korrigieren. Indem er sich des von der mittellateinischen Philologie reich gelieferten Materials bedient, vermag er es vielfach neu zu beleuchten. Er erweitert die von anderen Forschern vorbereiteten Lineaturen nach rückwärts und vorwärts. Sein Buch nimmt sich mit Sorgfalt und Entsagung der Inkubationszeiten an und schaltet um der Erkenntnis geschichtlicher Wachstumsgesetze willen den Unterschied zwischen hohen und niederen Traditionselementen aus. Die von einer kanonisch voreingenommenen Betrachtung gerne herabgewertete Übergangszeit bis zu

Karl dem Großen enthüllt sich als das nährende Erdreich der zehn nächsten Jahrhunderte. Das bedeutet eine Grundlagenrevision des Bildes, das man sich mehrfach, wenn auch nicht überall, noch von der Verkettung der romanischen Literaturen untereinander sowie mit der Antike macht. Aus der Überfülle der Entdeckungen will ich nur die überraschendste hervorheben. Sie betrifft die spanische Literatur des «Goldenen Zeitalters». Hier kann der Autor eine auffällige Wiederkehr von rhetorischen Formeln des 12. Jahrhunderts nachweisen; daraus ergibt sich die ungebrochene Verwachsung des spanischen «Barock» (der Begriff wird aber aufgegeben) mit dem Mittelalter sowie mit einer Stilkonstante der antik-abendländischen Literatur überhaupt, dem Manierismus. Dann ist hinzuweisen auf die heilsame Kritik an den Epochenbegriffen, womit Curtius freilich eine der entschiedensten Tendenzen der Literaturwissenschaft der letzten 20 Jahre fortsetzt. Die historische Topik beseitigt mit schlagenden Beispielen den Irrtum, schriftstellerische Aussagen der Traditionsjahrhunderte als Beweise für Realitäts- und «Erlebnis»-Echtheit anzusehen. Das führt zu Grundeinsichten in das Verhältnis von Geist und Form: letztere ist bindender und auch zeugungsfähiger, als es nach fälschlich verallgemeinerter moderner Auffassung scheint; uralte, möglicherweise längst entleerte Formen erweisen sich nach Jahrhunderten wieder als Kristallisationsgefüge für frische poetische Substanz; der Geist bedarf ihrer, denn «ohne ein Gestaltschema kann der Dichter nicht dichten» (S. 395). Solche Einsichten sind überlegen den romantischen Theorien vom Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie zugunsten der Naturpoesie, überlegen dem modischen Erlebnisbegriff Diltheyscher Herkunft, überlegen der Verdunstungsästhetik Croces. Zudem sind alle Ergebnisse gewonnen durch eine induktive Methode, die im schärfsten Gegensatz steht zur ahistorischen Werkdeutung oder zu der aus dem Georgekreis stammenden Gestaltanschauung. Curtius ist sich dieser und weiterer Gegensätze bewußt. Man kann daraus die polemische Gereiztheit verstehen, mit der er so ziemlich in Bausch und Bogen die bisherige Literaturwissenschaft abtut. Wer einen solchen Erkenntnisreichtum vorlegt, dem mag man das subjektive Recht zugestehen, Leistungen anderer zu übersehen oder zu karikieren. Ich will auf die objektiv unberechtigten Ausfälle nicht eingehen. Sie sind bedauerlich und werden in ihrer diktatorischen Art manchen unkritischen Leser einschüchtern. Die erzieherische Wirkung des Buches hätte sich auch ohne sie eingestellt. Mit souveräner Sicherheit bewegt sich der Autor auf den literarischen Feldern von zweieinhalb Jahrtausenden. Er darf beanspruchen, seine eigene Forderung erfüllt zu haben, daß man sich ein «Bürgerrecht in allen Epochen von Homer bis Goethe» erworben haben muß. Das dürfen nur noch die wenigsten von sich sagen. Das Werk atmet einen buchfreudigen Humanismus, eine gesättigte religion des lettres und das Glück der Heimkehr zur Oikumene des europäischen Geistes, zu seinem von alterslosen Adern durchzogenen Urgestein.

Die Fruchtbarkeit des Werkes besteht aber auch im Anreiz zu Fragen und Debatten. Ich kann das nur dürftig skizzieren. Darf eine universale Literaturbetrachtung ignorieren oder an den Rand schieben, was nicht im mittelalterlich filtrierten Überlieferungsstrom liegt? Doch wohl nur dann, wenn sie ein Glaubensbekenntnis ist. Das Herzstück des Curtiusschen Buches ist das an den anarchischen Zeichen der Gegenwart leidende Glaubensbekenntnis zum alten Latein-Europa, aber auch zu der mit den Worten Hofmannsthals erhofften «inneren Gegenbewegung gegen Renaissance und Reformation» (S. 152). Die Vulgärliteraturen erscheinen daher kaum anders denn als Gefolgschaften der lateinischen. Die Dichtung der Provençalen, die trotz gesicherter Herleitbarkeit von Einzelnem aus lateinischer Hymnik und arabischer Poesie ein in literarischen Filiationen nicht unterzubringendes Wunder ist, wird in eine Anmerkung verwiesen. Aus der deutschen Literatur scheidet alles aus, was nicht im greifbaren lateinisch-romanischen Zusammenhang steht, — d. h. alles außer Goethe, Hofmannsthal, George. Kann man die mittelhochdeutsche Dichtung darum beiseiteschieben, weil sie von der französischen abhängig ist? Ist sie nichts außerdem? Dies Urteil ist zudem inkonsequent, es führt plötzlich die Gleichung ein: Abhängigkeit = Wertminderung. Von den Lichtkegeln der historischen Lateintopik, die einen Calderón durchleuchtet, würde ein Cervantes nur noch an wenigen Punkten erreicht werden. Wie ist Literatur abzugrenzen? Das Buch spricht nicht darüber. Die tief in die Literatur hineinwirkende und verwandelt aus ihr zurückgestrahlte philosophische und theologische Ideenwelt scheint ihm für die

literarhistorische Betrachtung nicht mehr interessant zu sein; daher zuweilen der Eindruck, daß als Literatur nur angesehen wird, was der rhetorisch vorgegebenen Formen- und Thementradition zugehört. Vielleicht weil die Ideenwelt weniger kontinuierlich ist als das Formengitter? Das wunderbare Kapitel über Dante läßt dessen ungeheuren Widerhall der philosophischen und theologischen Diskussionen von Boethius bis Siger außer Betracht. Das antike Todesdenken, einer der mächtigsten und die vielgestaltigsten Fortbildungen bewirkenden Bestände des abendländischen Geistes, tritt hier nur auf in Gestalt einiger magerer Trosttopoi, die in — Malherbe einmünden. Der verschlungene Lauf der Jahrhunderte ist aber auch ein solcher der Grundthemen wie Willensfreiheit, Gnade, Fortuna, Dignitas hominis, und an diesen hat ja auch die Dichtung ihren Anteil, was hier übergangen wird. Die von Curtius vorgenommene Kanonisierung des 12. Jahrhunderts geschieht um den Preis, daß er (nicht er allein) im 13. Jahrhundert nur den Abstieg der literarisch-sprachlichen Kultur hervorhebt und nicht den philosophisch-theologischen Aufstieg würdigt. Bei den Topoi wird lieber ihr Beharren geschildert als ihre Verwandlung, lieber ihre Herkunft aus der überpersönlichen Vorratskammer als ihre neue Organfunktion im persönlichen Werk. Ist nicht bei großen Texten ein Topos auch dort noch eine exakt faßbare Tatsache, wo er mehr aus der Verbindlichkeit im Sinnganzen des Textes lebt als aus der determinierenden Überlieferung? Topoi haben je nach Autor ein anderes Gewicht und andere Proportionen; darüber droht die hier geübte Topik hinwegzusehen. Aber der eigentliche Gegenstand des Buches sind nicht die Autoren, oft nicht einmal die Literaturen, sondern es ist die Kontinuität. Sie bildet sein Credo, und die Topoi sind die liturgischen Formeln dieses Credos. Kontinuität ist anonym. Das Buch gleicht daher auf weite Strecken der Kunstgeschichte ohne Namen. Ja, es nähert sich, in seiner Neigung zum Vorpersönlichen, den Theorien von Jung und findet in den Topoi «archaische Urbilder des kollektiven Unbewußten» (S. 113), die auch unabhängig von literarischer Empfängnis aufsteigen können. Vermutlich wird das die Topik bald überaus beliebt machen. — In den letzten Jahrzehnten ist viel Mißbrauch getrieben worden mit dem Begriff der Schöpfung. Curtius begegnet solchem Mißbrauch durch eine historische Erklärung, wie es zu dem Begriff gekommen ist. In seinen eigenen Analysen spielt der Schöpfungsbegriff fast keine Rolle. Man darf aber die Frage stellen, ob nicht die Merkmale der Schöpfung auch in den traditionsgebundenen Jahrhunderten da sind, obwohl sie die Kategorie dafür nicht besaßen. Curtius hat ein sehr hohes Wertbewußtsein von der schöpferischen Poesie, und das kommt an einigen Stellen voll Leuchtkraft zum Ausdruck, wo ein jahrelang gereifter Umgang mit einem Autor in wenigen Worten ausgewertet ist. Aber zum *Aufweis* der schöpferischen Gehalte führt es nicht, mit Ausnahme von Dante. Vielleicht aus weiser Vorsicht. Vielleicht aus der Blickrichtung des Buches ins Anonyme. In der Regel scheint er in Neuem Gefährdung der Kontinuität zu sehen. Der Rhythmus seines Geschichtsbildes lautet: thesaurus — tabula rasa, Bewahrung — Zerstörung. Doch läßt sich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß es ein Durchbrechen von Tradition durch große Dichtung gibt, das nicht Zerstörung ist, sondern Gestaltgründung aus dem unendlichen Vermögen des Geistes, die nicht vorbestimmt ist und daher eine individuelle Gesamtdeutung verlangt und die Rücksicht darauf, daß man jeweils vor einer Sprache steht, die jeweils nur dieses Werk sprechen kann. Literatur erschöpft sich nicht in Ausdruckskonstanten und nicht im zwischenliterarischen Überlieferungsverkehr. Für das Verstehen von Geschichte ist auch die Kategorie der Diskontinuität erforderlich. Curtius hat sie vor vier Jahren selbst noch gebraucht. Hier hat er sie fallen gelassen und historisches Denken fast völlig mit Denken in kollektiven Filiationen gleichgesetzt.

Doch das alles erforderte lange Erörterungen. Vielleicht können sie bei anderer Gelegenheit versucht werden. Dann wird auch mehr Platz sein für eine Berichterstattung, die dem bewundernswürdigen Buche gerechter wird.

Hugo Friedrich

Goethes Gedanken zur Naturforschung

Es war eine glückliche Idee, den Naturforscher *Goethe* mit einer Anzahl von bezeichnenden Aussprüchen über die Naturforschung und insbesondere über seine Art von Naturforschung selber zum Worte kommen zu lassen. In einem Bändchen, das den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreitet, wird uns so das Bild des Naturforschers Goethe vermittelt, das nicht nur eine flüchtige Skizze bedeutet, sondern das alle wesentlichen Züge enthält. Daß dies möglich wurde, ist der umsichtigen Auswahl der Stellen zu verdanken, die *Paul Niggli* vorgenommen hat [1]).

Nach dem Inhalte werden die Zitate zu drei Gruppen zusammengestellt. Die erste Gruppe handelt vom Forschen und Wissen, die zweite über die Natur, während in der dritten Gruppe Bekenntnisse zu Goethes persönlicher Naturforschung vereinigt sind. Die ausgewählten Stellen könnten alle sozusagen «ex cathedra» gesprochen sein. Vermieden wurden bei der Auswahl mit Recht einmal Einzelheiten, die nur in bezug auf ein bestimmtes Teilgebiet Interesse geboten hätten, sodann alle nur gesprächsweise hingeworfenen Äußerungen ohne besonderes Gewicht und schließlich die oft sehr erbitterten und ungerechten Aussprüche über die wissenschaftlichen Gegner. Beispiele dieser letztgenannten Art durften mit Fug und Recht fehlen, weil ein kurzes, aber inhaltsschweres Nachwort gelassen abwägend darlegt, wie Goethe, dem die mathematische Denkweise verschlossen blieb, der neuen Entwicklung der Naturwissenschaften nicht restlos zu folgen vermochte, wie er aber «als Gegenspieler einer zukunftsreichen, zunächst jedoch auf die Analyse gerichteten Neuorientierung neben Irrtümern auch tiefe Einsichten und treffend formulierte Mahnrufe übermittelt, die ewig wahr bleiben und von denen manche in unserer, die Strukturgesetze und Synthese wieder mehr beachtenden Zeit besonderen Widerhall finden werden».

Die typographische Aufmachung des Bändchens ist vorzüglich. Insbesondere sei hervorgehoben, wie unauffällig und ohne den Fluß des Textes im mindesten zu stören, sich die Stellenangaben für die einzelnen Zitate in das Gesamtbild einfügen.

Bernhard Peyer

Vom alten Basel und seinen Gästen

Professor *Daniel Burckhardt* ist einer der sachverständigsten und treuesten Bewahrer Altbasler Überlieferung. Es ist erstaunlich, wie er mit dem Reiz seines ganz persönlichen Stiles dem Leser das Gefühl gibt, den Autor vor sich zu sehen und seinen geistreichen, auf ernstem Forschen beruhenden Ausführungen zu lauschen. Der Verfasser bietet nicht nur die Überlieferung des Basler Stadtlebens, sondern er stellt die Stadtgeschichte in das Geschehen europäischen Lebens hinein. Er erzählt von Winkelmanns Einfluß auf Basler Baukunst, auf die Verbundenheit der Basler Zeitgenossen mit Goethe und weiß von französischer Tradition im Leben des Baslers zu berichten. Seine Forschungen über Konrad Witz sind bekannt. Wir sind Daniel Burckhardt dankbar, wenn er von der Entdeckung des großen Meisters in schlichten Worten berichtet, denn gerade in diesem Kapitel spricht der begeisterte Kunsthistoriker nicht weniger zu uns, als wenn er auf den Briefwechsel der beiden großen Druckerherrn Amerbach und Koberger beweist, die den jungen Albrecht Dürer in unserer Stadt mit Aufträgen festzuhalten wußten.

Wie Daniel Burckhardt vom Mittelalter her bis ins 20. Jahrhundert mit wahrer Anmut des Herzens von Basler Einzelschicksalen aussagt, ist einzigartig. Man fühlt bei jedem Wort die vornehme Zurückhaltung, die mit natürlicher Anschauungskraft die Vergangenheit lebendig werden läßt. Wir sind dem Verfasser für vielerlei Anregungen dankbar. Um nur ein Beispiel für viele zu nennen, seinen Hinweis auf Elisabeth Hetzel, deren vorzügliche Arbeiten in Vergessenheit geraten sind.

Für die Sorgfalt, mit welcher der Verfasser sein Bildmaterial zum Teil zum

---

[1]) J. W. Goethe: Gedanken zur Naturforschung. Auswahl und Nachwort von Paul Niggli. Fretz & Wasmuth, Zürich 1949.

ersten Mal veröffentlicht, zeichnet wiederum der Kunsthistoriker, der Text und Reproduktionen zu einer Einheit verschmilzt *).

Johanna Von der Mühll-von Tuhr

Kunstgeschichtswerke

Ein klassischer Archäologe, *Karl Schefold,* hat uns mit einer *Kunstgeschichte im Umriß* überrascht [1]). Er hat den Stoff in drei Abschnitte gegliedert, deren «Licht aus dem Osten» betitelter erster uns mit den asiatischen Quellen unserer europäischen Kunst bekannt macht. Wir hören da viel Wesentliches über den Charakter östlicher und westlicher Kunst, über die entwicklungsgeschichtlich so wichtige prähistorische nordmesopotamisch-iranische Buntkeramik und die uralten Induskulturen des 3. vorchristlichen Jahrtausends, die Rolle der Kreter als Vermittler zwischen Ost und West — alles Dinge, die uns noch vor kurzem kaum geahnte Beziehungen zwischen Ost und West aufzeigen. Nach diesen Lichtern des Ostens läßt aber der Verfasser jene andere Sonne aufleuchten, die mit Alexander dem Großen umfangreiche Teile von Asien in ihren Lichtkreis tauchte. Im 2., der klassischen Welt der Antike gewidmeten Teil erleben wir das Werden der griechischen Blütezeit, wobei die Rolle des geometrischen Stils gebührend unterstrichen wird; viel Richtiges enthält dann die Charakterisierung der römischen Kunst mit ihrer abstrakteren Religiosität und der ausschlaggebenden Rolle des Staatlichen. Der 3. Abschnitt behandelt die mit dem Christentum einsetzende Entwicklung der abendländischen Welt; interessant und oft sehr zutreffend ist der Versuch, die der Spätgotik und der Renaissance gemeinsamen Momente herauszuarbeiten. Alles in allem zusammengenommen muß anerkannt werden, daß diese kurze Darstellung der Kunstentwicklung aller Zeiten viel eigenartige Ideen und neue Auffassungen enthält, die oft in anregend pointierter Weise vorgetragen werden. Die Lektüre stellt allerdings gewisse Anforderungen an den Leser und ich glaube, daß sie durch eine einfachere und «pointenlosere» Sprache weiteren Kreisen besser verständlich gewesen wäre.

Im Jahre 1947 ist als Bestandteil einer Serie *grandes études historiques* die 65. Auflage der *Histoire de l'art* von *Pierre du Colombier* erschienen, in der in einem handlichen Bändchen von etwas über 500 Seiten auf zuverlässige, gut sich einfühlende und lebendige Weise die Entwicklung der Kunst in der ganzen Welt dargestellt wird [2]). Nach einer interessanten Einleitung, in der von den Prinzipien die Rede ist, unter denen die Darstellung der kunstgeschichtlichen Entwicklung zu erfolgen hat, werden erst die Prähistorie und die vorderasiatischen Stile, dann Griechenland und Rom behandelt; es folgen, sehr richtig als Reaktionen gegen das Griechisch-Römische aufgefaßt, Byzanz und der Islam, worauf Romanik und Gotik behandelt werden. In einem Kapitel über die Ursprünge der modernen Kunst hören wir von der Kunstübung am Hofe der Burgunder, den flandrischen und deutschen Malern des 15. Jahrhunderts und der italienischen Kunst vom Zeitalter Giottos bis zum Ende der Frührenaissance. Dann schließen die Hochrenaissance, sowie die europäische Kunst des 17. und des 18. Jahrhunderts an; auch das 19. und 20. Jahrhundert sind berücksichtigt, das letztere sogar bis zu Hitlers Hofarchitekt Speer! Den Abschluß bilden die Kunstkreise Ostasiens, sowie Amerikas und des schwarzen Erdteils. Da und dort sind in den Text orientierende Kärtchen, mitunter auch Architekturskizzen eingestreut; auf Bilder ist leider vollständig verzichtet worden. Dagegen finden wir am Schlusse jeden Kapitels Zusammenstellungen der wichtigsten Denkmäler; besonders instruktiv sind die zahlreichen synchronistischen Tabellen.

Ein *Histoire de l'art de l'époque égyptienne à nos jours* sich nennendes Werk von *Lucien Delerse* besteht nur aus 72 Tafeln zur Architekturgeschichte, auf denen wir viel sattsam Bekanntes, nicht immer besonders Charakteristisches und auch Problematisches vereinigt finden [3]). (Der romanische Campanile von S. Pudenziana in Rom z. B. hat mit Byzanz doch nicht das geringste zu tun!) Probleme und Fragen

---

*) Daniel Burckhardt-Werthemann: Vom alten Basel und seinen Gästen. Friedrich Reinhardt, Basel 1948.

[1]) Amerbach-Verlag, Basel 1947.

[2]) Verlag Arthème Fayard, Paris.

[3]) Editions du Bourg, Lausanne.

werden also in diesem Buch überhaupt nicht beantwortet. Dafür aber sind, in Zusammenhang mit ihm, zwei für Kunstschulen bestimmte Hefte mit Fragebogen über Architektur- und Gartengeschichte herausgekommen; auch ihnen sind eine Reihe Bildertafeln beigegeben.

Ein erfreuliches, auf hoher Warte stehendes Werk hat uns dagegen *Peter Meyer* mit seiner 1947/48 erschienenen *Europäischen Kunstgeschichte* in zwei Bänden geschenkt [4]). Die außereuropäische Kunst ist also hier nicht behandelt, aber die Grundlagen der europäischen Kunst werden berücksichtigt, auch wenn sie, wie z. B. Ägypten und der vordere Orient, außerhalb Europas liegen. Vieles zeichnet diese neue Kunstgeschichte vor andern ähnlichen Werken auf sehr vorteilhafte Weise aus. So wird z. B. schon gleich anfangs eine ganze Reihe grundsätzlicher Fragen auf allgemeinverständliche Weise behandelt. Wir hören da über das Verhältnis zwischen Inhalt und Form, sowie zwischen Allgemein-Menschlichem, Schönem, Interessantem und Erhabenem, zwischen Kunst und Spiel, Stil und Mode, zwischen Sakralem, Profanem und Monumentalem, zwischen bildender und redender Kunst. Auch Fragen und Probleme der Qualität, der Einteilung in Perioden, der Volkskunst, der Bedeutung der Persönlichkeit, der Rolle des Erotischen usw. werden besprochen. Bei der Einteilung des Stoffs geht der Verfasser sehr selbständig vor; so wird bereits in einem Eingangskapitel die Bedeutung des Griechischen als Maßstab für alle europäische Kunst klargestellt. Nach der Vorzeit (alter Orient, Prähistorie, Kretisch-Mykenisches) folgen sich dann in normaler zeitlicher Abfolge die Darstellungen der verschiedenen Kunstkreise: erst der griechische und der römische mit ihren verschiedenen Ausstrahlungen, hierauf der frühchristliche in seinen mannigfaltigen Schattierungen. Es folgen das oft wahl- und ziellos vom alten Erbe zehrende Frühmittelalter, die Romanik (bei der der Verfasser Unterschiede zwischen Ost und West feststellt) und die Gotik, bei der die separate Ziele verfolgende Spätgotik des Nordens gebührend abgesondert wird. Im zweiten Band werden nach Erläuterungen über Charakter und Bedeutung der Renaissance zunächst die Früh-, Hoch- und Spätrenaissance, dann das Übergreifen dieser Bewegungen auf die iberische Halbinsel, Frankreich und die nordischen Länder behandelt, worauf uns in mehreren Kapiteln die verschiedenen Ausdrucksformen des Barockstils und daran anschließend des Klassizismus und der Romantik dargelegt werden. Einen besonderen Wert der Meyerschen Kunstgeschichte sehe ich auch darin, daß die Kunst der neuesten Zeiten in sehr eingehender Weise berücksichtigt wird. Wir hören von der englischen Kunstgewerbereform und dann vor allem von den mannigfaltigen Einwirkungen, die Kunst und Technik aufeinander ausgeübt haben. Dabei wird uns aber immer wieder in Erinnerung gebracht, daß diese verschiedenen Kunstperioden und Kunststile nicht Größen sind, die auf pedantische Weise scharf voneinander abgegrenzt werden können. Im Schlußkapitel des 1. Bandes z. B. unterläßt es der Verfasser nicht, darauf hinzuweisen, daß die antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Gedanken im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder durcheinandergespielt haben. Ganz besonders zu loben ist der Bilderteil mit seinen schlagwortartigen Erläuterungen. So sind die Architekturskizzen, an denen uns die Genesis der verschiedenen Plan-, Aufriß- und Einzelformen so klar verständlich gezeigt wird, ganz besonders instruktiv; sehr geschickt sind auch die Vorlagen der sehr zahlreichen Autotypien ausgewählt, die einander oft als Antithesen gegenübergestellt sind. Man darf daher ruhig sagen, daß dieses auf effektvolle Großaufnahmen verzichtende Werk zu den Kunstgeschichten gehört, die besonders gut und reich und vor allem auf besonders sorgfältig überdachte Weise illustriert sind; kann doch der Verfasser fast alle seine Thesen durch Abbildungen belegen. So hat uns hier Peter Meyer eine Darstellung der europäischen Kunstentwicklung geschenkt, die dem denkenden und kultivierten Laien ganz besonders empfohlen werden darf. Es ist nur zu bedauern, daß es anscheinend nicht möglich war, durch einen Druckzuschuß von irgend einer Seite den Preis dieser Kunstgeschichte, die dem schweizerischen Schrifttum wirklich zur besondern Ehre gereicht, so zu ermäßigen, daß sie für jede Börse erschwinglich gewesen wäre. Vielleicht läßt sich das aber bei einer zweiten Auflage nachholen?

Wenn hier von Kunstgeschichte die Rede ist, darf auch ein eigenartiges Werk angezeigt werden, das *Ulrich Christoffel* zum Verfasser hat und dessen erster Band,

---

[4]) Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich.

das Buch der Maler, 1947 erschienen ist [5]). Auf gegen 500 Seiten werden hier in alphabetischer Reihenfolge die Biographien von 250 bedeutenderen Malern aneinandergereiht; in diesen Aufsätzen über namhafte Künstler aber werden obendrein auch noch einige hundert weniger bedeutende, aber ihnen nahestehende Maler erwähnt, deren Namen im Register aufgefunden werden können. Wir haben also hier eine Art Künstler-Lexikon vor uns, in dem wir alles Wesentliche über das Leben und die Werke der betreffenden Künstler vorfinden. Aber der Text geht doch weit über die in ähnlichen Nachschlagewerken übliche Behandlungsweise hinaus. Nicht im Lexikonstil, sondern in schöner bilderreicher Sprache versteht es der Verfasser auch Art und Wesen der betreffenden Maler zu charakterisieren, so daß dadurch ihre Stellung im Ablauf der stilistischen Entwicklung fixiert wird. Überall wird das Wesentliche auf oft sehr prägnante Weise hervorgehoben und betont, so daß das einmalig Bedeutungsvolle jedes Künstlers viel stärker als bei einer rein historischen Betrachtungsweise hervortritt. Um aber auch die Kontinuität der historischen Entwicklung zu ihrem Rechte kommen zu lassen, hat der Verfasser seinem Buch eine besonders lesenswerte Einleitung vorangesetzt, in der die grundlegenden Entwicklungsgedanken von Giotto bis in unsere Zeit klar herausgearbeitet werden. Mit besonderer Spannung wird man den kommenden Bänden entgegensehen, denn dem Buch der Maler sollen Bücher der Bildhauer, der Baumeister und der Zeichnung folgen; für jeden dieser Bände ist außerdem noch ein Bildband vorgesehen.

Uns Schweizer dürfte es besonders interessieren, daß auch die Kunst der jüngsten Alpenrepublik ihren Darsteller gefunden hat; 1948 ist nämlich eine *Kunstgeschichte Österreichs* von *Emerich Schaffran* erschienen [6]). In historischer Reihenfolge werden uns da alle Perioden von der Spätantike bis nahe an unsere Zeit heran entgegengebracht und wir sehen da, wie diese Entwicklung manche Parallelen mit unserer eigenen Heimat aufweist. Auch östlich unserer Grenzpfähle hat nämlich eine ziemlich starke Romanisierung stattgefunden. Sodann beobachten wir auch dort die am Anfang des 16. Jahrhunderts durch die Alpentäler einströmenden Renaissance-Ideen und später vor allem die überaus reiche Entfaltung der Barockkunst, die aber in Österreich, im Gegensatz zur Schweiz, auch von den Fürsten sehr stark gefördert wird. Die ziemlich ausführliche, die historischen Komponenten stark berücksichtigende Darstellung ist überall klar und anschaulich, so daß wir ein lebendiges und übersichtliches Bild der österreichischen Kunstentwicklung erhalten. Sehr zu wünschen aber wäre es, wenn bei einer 2. Auflage auch Pläne der wichtigeren Bauten gebracht und die Zahl der Autotypien vermehrt würden, wobei auch kleinere, aber in bester Qualität hergestellte Bildformate ihren Zweck erfüllen könnten. Wertvoll sind das am Schluß beigefügte, sehr ausführliche Künstler-Lexikon, sowie die Angaben der einschlägigen Literatur.

Auch die Anthologie über *die italienische Malerei* von *Giuseppe Delogu* darf hier angereiht werden; denn hier wird der Versuch unternommen, an Hand von gegen 200 Abbildungen hervorragender, zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert entstandener Gemälde uns eine lebendige Anschauung von der Entwicklung der italienischen Malerei zu geben, wobei allerdings das Trecento nur durch ganz wenige Bilder vertreten ist [7]). Dies geschieht nun in der Art, daß jedem Bild eine kritische Analyse, sowie eine kurze Charakteristik und biographische Notizen des betreffenden Künstlers beigegeben werden; außerdem finden wir in einer ausführlichen Einleitung die historische Entwicklung in ihren Grundzügen skizziert. Dies alles geschieht in einer sehr anregenden, durchaus persönlichen Weise, die die Forderung nach Objektivität nicht außer acht läßt und einem daher eine zuverlässige Darstellung des geschichtlichen Werdeganges vermittelt. Bei den farbig wiedergegebenen Bildern dagegen suchen wir vergebens nach den leuchtenden Tiefen, die viele italienische Gemälde auszeichnen; die verschiedenen Nuancen des Inkarnats verschwimmen oft zu einem unreinen Gesamtton, der manchen Madonnen ein ganz blatternnarbiges Aussehen gibt. Dazu ist der Druck selbst oft mangelhaft durchgeführt. Bei Mehrfarbendrucken sollten nämlich die Druckplatten haargenau aufeinander stimmen; hier aber differieren sie oft um einen ganzen Millimeter

---

[5]) Woldemar Klein Verlag, Baden-Baden.
[6]) Verlag Brüder Hollinek, Wien.
[7]) Fretz & Wasmuth, 3. Auflage, Zürich 1948.

und mehr voneinander, so daß z. B. die charakteristische Klarheit der Frührenaissancebilder vollständig verloren geht oder der Goldgrund des Hintergrunds plötzlich auf das Antlitz der heiligen Gestalten übergreift usw. Ich würde dies alles nicht so betonen, wenn ich z. B. einen beliebigen Farbenfilm zu besprechen hätte; hier aber handelt es sich um Spitzenwerke der italienischen Malerei, also um Schöpfungen, die zum Erhabensten gehören, was Menschengeist ersonnen hat und da wäre sowohl der Öffentlichkeit als auch dem Verlag ein schlechter Dienst erwiesen, wenn der Rezensent über die ungenügende Qualität dieser Reproduktionen einfach hinweggehen würde.

Zuletzt sei noch bemerkt, daß die anregende *Kleine italienische Kunstgeschichte* von *Wolfgang Braunfels* und *Eckart Peterich,* die ich in dieser Zeitschrift früher besprochen habe, kürzlich in einer neuen Auflage erschienen ist *).

Samuel Guyer

Aus der Arbeit der Theologie

In den Wirrnissen der Gegenwart ist der 400. Todestag Martin Luthers (18. Februar 1946) beinahe unbemerkt vorübergegangen. Es blieb dem schweizerischen Zwingliforscher *Oskar Farner* vorbehalten, ein entscheidendes Wort des Gedächtnisses über den deutschen Reformator zu sagen [1]). In einer Zeit, die das Versagen der deutschen Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus unbesehen Luther in die Schuhe schiebt, ist es wohltuend, aus der Feder eines Berufenen eine gerechte Würdigung der größten deutschen Persönlichkeit zu lesen. Farner bemüht sich mit Erfolg, die zentrale Bedeutung von Luthers Glaubenstat ins Licht zu stellen, die darin besteht, daß der Reformator sich von der einen Wahrheit des Evangeliums, von der Vergebung der Sünden allein aus Gnade, hat ergreifen lassen. So ist dieses knappe Luther-Referat eine Meisterleistung, die aller Beachtung wert ist.

Die Literatur über die Reformationsgeschichte ist durch ein Buch von *Wilhelm Jenny* über Gestalt und Verkündigung des bündnerischen Reformators *Johannes Comander* (ca. 1484—1557) bereichert worden [2]). Comander stand zwar nie im Rampenlicht einer weiteren Öffentlichkeit, bewährte sich aber in seinem stillen und beharrlichen Wirken als gehorsamer Diener Christi und treuer Schüler Zwinglis. Seine Verkündigung, die Jenny auf Grund von Akten und Predigtmanuskripten fast zu breit darstellt, ist durch Bibelnähe und sprachliche Gewandtheit ausgezeichnet, so daß sie unmittelbar auch die heutige Gemeinde anspricht. Hieran ist zwar auch der Autor mitbeteiligt, der sich die Gedanken Comanders ganz zu eigen macht und den Unterschied zwischen sich und dem Reformator weitgehend verwischt. Dennoch ist Jennys Arbeit von großem Gewicht, denn sie zeigt die Ausstrahlungen auf, die von den Zentren der Reformation ausgegangen sind.

Im Jahre 1823 machte das Dörflein Wildensbuch, zur zürcherischen Kirchgemeinde Trüllikon gehörend, durch eine Bluttat von sich reden. Eine junge Tochter namens Margaretha Peter hatte sich unter dem Einfluß der Erweckungsbewegung des beginnenden 19. Jahrhunderts in eine wahnwitzige Christusmystik hineingesteigert und ihre Angehörigen und Anhänger gezwungen, sie samt ihrer Schwester in ihrem Hause zu kreuzigen. *Siegfried Streicher* hat nun diese Tragödie, die damals in ganz Europa Aufsehen erregte, neuerdings zum Gegenstand einer Erzählung gemacht [3]). Daß dabei auch die geistesgeschichtlichen Hintergründe aufgedeckt werden, gibt dem Buch einen weiteren Horizont. Es ist Streicher gelungen, das Obskure seiner Tragödin objektiv herauszustellen, wenn er auch ein leichtes Bedauern nicht unterdrücken kann, daß Margaretha Peter nicht katholisch war. Die unverkennbare Tendenz, die damalige zürcherische Landeskirche, die im Banne der Aufklärung stand, als mitschuldig hinzustellen, dürfte in dieser Form nicht restlos haltbar sein. Ferner müßte deutlicher gesagt werden, daß die Bevölkerung von Wildensbuch von

*) Badischer Verlag, Freiburg i. Br. Vgl. Dezemberheft 1940, S. 441.

[1]) Oskar Farner: Martin Luther. Evangelischer Verlag, Zollikon 1946.

[2]) Wilhelm Jenny: Der Hirte. Bischofberger, Chur 1945.

[3]) Siegfried Streicher: Die Tragödie einer Gottsucherin. Benzinger, Einsiedeln 1945.

Anfang an einmütig gegen den Spuk ihrer Mitbürgerin Stellung bezog. Man ist aber Streicher dankbar, weil sein Buch Gefahren der Sektiererei mit großer religiöser Tiefe darstellt.

Schon seit einiger Zeit liegt der vierte Band der vom Basler Kirchenhistoriker Ernst Staehelin herausgegebenen Werke von *Alexandre Vinet* vor [4]). Der Schaffensdrang des großen Waadtländers in seinen letzten Lebensjahren (1845—47) ist erstaunlich und kreist um die damaligen Zeitprobleme: den siegreichen Radikalismus, den aufbrechenden Sozialismus und die Freiheit der Kirche. Ist Vinets Ton in der politischen Auseinandersetzung ruhig und vornehm, so spürt man in den Schriften, die die Gründung der waadtländischen Freikirche begleiten, daß hier Vinets innerstes Anliegen der Verwirklichung entgegengeht. Der Herausgeber hat es, wie in den früheren Bänden, verstanden, die einzelnen Gelegenheitsschriften mit ausgezeichneten Einleitungen und Anmerkungen zu versehen, die dem Leser ein müheloses Verständnis der damaligen Umstände ermöglichen.

Ein kirchengeschichtlich wichtiges Thema behandelt auch *Erich Schick* in seinem Büchlein über *Johann Hinrich Wichern* (1808—81), den Begründer der inneren Mission in Deutschland, dessen Initiative das Rettungswerk des Rauhen Hauses bei Hamburg sein Entstehen verdankt [5]). Mit Spannung folgt der Leser der Darstellung vom Wirken dieses Mannes, der wie kein zweiter seiner Zeit den Kampf gegen Laster und Verkommenheit aus christlicher Nächstenliebe heraus geführt hat. Leider ist Schicks Gestaltungskraft der Größe seines Gegenstandes nicht ganz gewachsen. Etwas mehr Sachlichkeit in Stil und Herausarbeitung der Persönlichkeit hätte dem Büchlein zum Vorteil gereichen können.

Die von Wichern der Kirche gestellte Aufgabe wird in der Broschüre *Die Kirche und die Öffentlichkeit* mit Beiträgen von E. Gerstenmaier, H. Krimm und C. Berg gedanklich weiter verfolgt [6]). Alle diese Theologen sehen angesichts der geistigen und materiellen Not der Nachkriegszeit im Ausbau der kirchlichen Diakonie ein dringendes Erfordernis. Das gewichtigste Wort spricht dabei Krimm, dessen Aufsatz «Die Ämter und Dienste der Kirche» eine eingehende Beschäftigung mit der Kirchengeschichte verrät und eine Fülle praktischer Hinweise enthält. Seine Vorschläge laufen im wesentlichen auf eine starke Ämtervermehrung, den Einbau verschiedener Dienste in die Kirche und das Übertragen von Ämtern im Rahmen des Gottesdienstes hinaus. Man wird diesen Weg früher oder später gehen müssen, wenn man aus der Not der Pfarrerkirche herauskommen will.

Zur Stellung der Kirche in der Welt hat auch der holländische Theologe *G. van der Leeuw* einen wichtigen Beitrag geliefert [7]). Scharfsichtig in der Analyse, weitherzig und doch unbestechlich in der Beurteilung neuer Lebensäußerungen der Kirche, gelingt es dem Autor, durch sein Zeugnis den Leser wirklich zu fesseln, so daß man dem von Sigar geschickt ins Deutsche übertragenen Büchlein recht viele Leser wünscht.

Über die Frage der Bibelübersetzungen meldet sich der Berner Neutestamentler *Wilhelm Michaelis* zum Wort [8]). Er unterzieht die verbreitetsten deutschen Übersetzungen einer gründlichen Prüfung. Dabei erfährt man allerlei geschichtlich interessante Details. Besonders ansprechend ist die Darstellung der verschiedenen Prinzipien, die bei den Revisionen der Luther- und Zürcherbibel wegleitend waren. Michaelis nennt Zürich mit Berufung auf die von Zwingli inspirierte wissenschaftliche Tradition den klassischen Boden für Bibelrevisionen, während die Lutherbibel das konservative Prinzip vertritt und den Wortlaut Luthers möglichst erhalten will. Ist die Freiheit, mit der Michaelis der Lutherbibel gegenübersteht, erfreulich, so ist doch vor allem der unübertroffene Sprachrhythmus der lutherischen Übersetzung als mitbestimmendes Moment des Beharrens nicht genügend berücksichtigt.

---

[4]) Alexandre Vinet: Ausgewählte Werke, herausgegeben von Ernst Staehelin. Zwingli-Verlag, Zürich 1945. Vergl. Besprechungen Februarheft 1946, S. 721, Märzheft 1948, S. 826, und Januarheft 1949, S. 669.

[5]) Erich Schick: Johann Hinrich Wichern. Majer, Basel 1947.

[6]) Die Kirche in der Öffentlichkeit. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1948.

[7]) G. van der Leeuw: Die Bilanz des Christentums. Rascher, Zürich 1947.

[8]) W. Michaelis: Übersetzungen, Konkordanzen und konkordante Übersetzungen des Neuen Testamentes. Majer, Basel 1947.

Marchette Chute will in ihrem ursprünglich englisch geschriebenen Buch «Gottsucher» eine Einführung in die Bibel geben [9]). Aber sie bringt mehr Verwirrung als Licht in das Buch der Bücher. Uralte gnostische Spekulationen werden wieder aufgewärmt. So soll das Alte Testament Kunde geben von der fortschreitenden Emanzipation Israels vom Gott Adams, und den drei ersten Evangelien soll eine judaisierende Tendenz eigen sein. Man kennt diese Töne aus der frühchristlichen Ketzergeschichte und fragt sich erstaunt, warum sie auch im 20. Jahrhundert wieder laut werden müssen.

Ähnlich ergeht es einem mit *Ernst Haenßlers* Kampfschrift gegen den christlichen Glauben [10]). Der Autor ist überzeugt, eine durch die Umwälzung in den Naturwissenschaften nahegelegte Wissenschaftssynthese aufbauen zu können. Dabei haben aber «Philosophie und Theologie auf derselben Stelle nicht Platz» (S. 7). Darum richtet sich Haenßlers ganzes Bemühen gegen die Theologie, der er in immer neuen Variationen Unwahrhaftigkeit, erkenntnistheoretische Unzulänglichkeit und Machtgelüste vorwirft. Demgegenüber predigt er einen unverhohlenen Atheismus auf dem Grunde der griechischen Seinsphilosophie. Aber seine Argumente verfangen trotz reichlicher Verwendung von Fremdwörtern nicht. Zunächst operiert er mit seinen eigenen Denkvoraussetzungen völlig unkritisch. Sodann ist nicht einzusehen, wie der Verfasser den Absolutheitsanspruch *seiner* Wahrheit — er gipfelt in der Forderung, die theologischen Fakultäten aus der Universität und den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen — in das Gewand des Liberalismus, der Toleranz und der Gleichberechtigung hüllen kann. Auch sucht der Leser vergeblich nach einer wirklichen Begründung ethischer Begriffe wie Wahrheit, Ehrlichkeit, Gewissen. Darum ist auch die Leichtfertigkeit, mit der der Verfasser die christliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes «erledigt», nicht erstaunlich. Es ließen sich noch viele andere Ungereimtheiten aufzählen, wie z. B. die unhaltbare Gleichsetzung der biblischen Schöpfungsberichte mit den babylonischen Schöpfungsmythen. Es mag aber genügen, um unser Urteil zu rechtfertigen: Der neue Diesseitsglaube (er gemahnt an D. F. Strauß, Haeckel und Nietzsche) steht auf schwachem Grund.

Von ganz anderem Format und in jeder Beziehung erfreulicher ist das Werk des katholischen Engländers *G. K. Chesterton* [11]). Er will die Orthodoxie — und dies bedeutet für ihn das apostolische Glaubensbekenntnis — gegenüber Agnostizismus, Materialismus und Determinismus verteidigen. Aber aus der Verteidigung wird ein Angriff, vorgetragen mit geistvoller Überlegenheit, so daß die Lektüre des Buches zum mitreißenden Erlebnis wird. Einige Anmerkungen zu Stellen, die schwerverständliche Anspielungen auf englische Verhältnisse enthalten, würden den Genuß der Lektüre noch erhöhen.

Die *Theologische Zeitschrift* erscheint bereits im 5. Jahrgang. Immer wieder ist man überrascht von der Qualität der abgedruckten Arbeiten, die nicht nur das Interesse der Fachkollegen in Anspruch nehmen, sondern auch einem weiteren Leserkreis dienen können. So befaßt sich der junge Berner Privatdozent *Hans Bietenhard* mit der in letzter Zeit auch von protestantischen Theologen wieder aufgeworfenen Frage: «Kennt das Neue Testament die Vorstellung vom Fegfeuer?» [12]). Der Aufsatz kommt zu einem negativen Ergebnis und ist ein Muster umsichtiger Materialsammlung und sorgfältiger Beurteilung.

Schließlich weisen wir gerne auf die deutsche Monatsschrift *Neubau* hin, die einen Beitrag zur Neuorientierung der deutschen Christenheit leisten möchte [13]). Gemeinverständliche Abhandlungen über Zeit- und Glaubensfragen, Buchbesprechungen, gute Erzählungen und Gedichte, die christliches Gedankengut auf hohem Niveau verkörpern, machen die Zeitschrift zu einem gern gelesenen Weggefährten.

Edwin Künzli

---

[9]) Marchette Chute: Gottsucher. Schweizerspiegel-Verlag, Zürich 1945.

[10]) Ernst Haenßler: Auf festem Grund der neue Diesseitsglaube. Huber, Bern 1945.

[11]) G. K. Chesterton: Das Abenteuer des Glaubens. Walter, Olten o. J.

[12]) Theologische Zeitschrift, herausgegeben von der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Verlag F. Reinhardt, Basel, Heft 2/1947.

[13]) Neubau. Blätter für neues Leben aus Wort und Geist. Neubau-Verlag, München.